

111

## Geschichte einer Bombe.

Von Andreas Strug.

Kama unterbrach ihn empört:

„Genug! Ich weiß alles! Sie haben kein Recht, mich fortzujagen. Sie haben kein Recht, mich zu bedauern.“

„Willst Du sterben?“

„Ich will leben und will sterben.“

„Gut. Ich verspreche Dir: Du wirst sterben. Aber Du sollst mit Nutzen zugrunde gehen. Du sollst etwas vollbringen. Sollst Dir diesen Tod verdienen, daß nach Dir eine wahre Tat zurückbleibt. — Die Tat . . . Freilich ist sie nur ein kleines Stäubchen — wisse auch das! Aber aus Milliarden solcher Stäubchen bildet sich die Staubwolke der Geschichte! Heute hast Du Deinen ersten Schritt getan, Kama; — es war Deine Tausche. Es warten schwierige Dinge auf Dich. Wirst Du mir gehorchen?“

„Ich werde!“

Sie hatte immer gehorcht. Aber jetzt verkaufte sie sich ihm gleichsam mit ihrer ganzen Seele. Er konnte sie von nun ab hinführen, wohin er wollte. Sie fühlte es wie eine Kette um ihren Hals, und fühlte sie mit Freude. Sie war stolz auf ihre Demut. Und wieder ging eine Veränderung in ihr vor. War es zum Besseren oder zum Schlimmeren? — Sie fühlte, daß sie treu dienen wollte wie ein Hund. Solange als möglich. Und daß sie bereit war, auf der Stelle zu sterben, wenn es nötig sein, wenn Leo es befehlen sollte. Es hatte sich jemand gefunden, der für sie denken, für sie beschließen wird. Endlich fühlte sie sich sicher, fühlte sie sich ruhig.

„Kein Wort von all dem, Kama — zu niemandem! Warum ich es sagte? Zum Teil fühlte ich das Bedürfnis, mich zu erleichtern, und das ist freilich ein Verbrechen, und ein nicht geringes. Hauptsächlich aber wollte ich Dir in dieser bösen Stunde beistehen und für weitere Dinge Dich vorbereiten. Und auch das wollte ich, daß Du mir glaubst. Lieben kann man mich ja nicht, — aber vertraue mir!“

„Ich weiß nicht, was das ist: Lieben oder Nichtlieben! Ich werde auf ein Wort von Ihnen alles tun.“

„Keine Uebertreibung, Genossin! — Und jetzt, um zu praktischen Dingen zurückzukehren — die Stimme Leos wurde nüchtern und scharf wie gewöhnlich — muß ich Dich allen Ernstes und mit aller Strenge auf etwas aufmerksam machen: Du hast hier mit mir gerungen und wolltest aufsteigen. Das ist schlimm. Aber Du tatest es, während ich die Bombe in der Hand hielt. Nun siehst Du: es kann einer wohl verrückt werden, Unsinn reden und den Kopf verlieren, aber uns ist es niemals, unter keinen Umständen erlaubt, jemals zu vergessen, daß eine Bombe nur einmal fällt. Ich habe Dich geschlagen und bitte Dich nicht um Entschuldigung. Hat es weh getan?“

„Es tut noch weh, aber das ist gut. Ich habe es verdient!“

Der Wagen hielt. Am Schlag zeigte sich der Kutscher, vom Regen triefend. Sein Zylinder mit den vielen Knöpfen glänzte vor Nässe. In der einen Hand hielt er die Zügel, mit der anderen nahm er den Hut ab:

„Wollen die Herrschaften mir endlich sagen, wohin, zum Teufel, ich fahren soll? Denn wenn das noch länger dauert, bringe ich Euch direkt auf die Polizei.“

„Aber das ist ja Camille!“ rief Kama verwundert.

„Nawohl, meine Gnädigste! Aber ich bin weder ein Droschkenkutscher noch sonst dergleichen, sondern Student. Ich bitte also, ein wenig Rücksicht zu nehmen. Ich bin durchnäßt wie ein Hund. Und diese verdammten Pferde reißten, daß mir die Hände schon erstarrt sind.“

„Gut. Gut. Fahre direkt nach der Theodoragasse. Dann stellen wir die Pferde ein und gehen zum Abendessen.“

„Na, liebe Kama, Mißgeschick? — Es wird schon noch gelingen! Eine Weile wollen wir noch leben. Seien Sie deshalb nicht gekränkt, gnädigste Genossin!“

„Sie sind gut, Camille, ich danke Ihnen!“

„Wofür denn?“

„Für die Fahrt, für das Warten im Regen . . .“

Sie dankte ihm aus ganzer Seele, denn aus ihm lächelte sie etwas Lebendiges, Freundliches, Alltägliches an.

In einer Ecke der Wolcenausgasse in Lodz befindet sich die Wirtschaft der Brüder Zerk. Die Brüder leben von den Weibern der Dreyerischen Fabrik, welche ihr schwer verdientes Geld dort durch die Finger laufen lassen, sich amüsieren, essen, trinken, sich zanken und politisieren. Drei schmutzige Räume sind sofort voll, sowie die Fabrikföhre die Arbeiter zum Feierabend entläßt. Die Kneipe hat an den Abenden der Wochentage einen großen Umsatz, an Sonntagen vom Morgen bis zum Abend. Etwas „Besseres“ verirrt sich nicht hin — die Arbeiter sind unter sich, kennen einander, und das Institut hat einen familiären Charakter. Ein Fremder wird gleich erkannt und nicht gerne gesehen, und wäre es auch ein Genosse Weber aus der Nachbarfabrik Hoch u. Wertel, welche von der Dreyerischen nur durch eine Mauer getrennt ist.

Es waren heiße Zeiten. Man durfte nicht jedem erstbesten vertrauen. Darum kann man auch nicht sagen, daß Fremde ungen gesehen wurden, denn eigentlich war es so: wenn es sich zeigte, daß weder einer von den Brüdern Zerk, weder ein alter Genosse von der SD. noch ein junger von der PPS. und auch keiner von den Stammgästen ihn kannte, so gab man ihm den Rat, sich zu entfernen. Und wenn er sich weigerte, wurde er einfach vor die Tür gesetzt. So machte man es damals überall, denn die Menschen wollten von der Spitzeluche frei sein. Die Wirte protestierten nicht, dazu waren sie von der Stammföhschaft allzusehr abhängig. Sie fuhren auch nicht schlecht dabei. Es war übrigens die Zeit, da die Arbeiter nicht nur in den Kneipen, sondern auch in den Fabriken regierten.

Lange hatte dies die Firma Dreyer ertragen. Der alte Dreyer — einst selbst ein gewöhnlicher Weber, der dreißig Jahre hindurch in eiserner Hand seine Arbeiter gehalten, der sechzig Jahre Lodz nicht verlassen und während dieser Zeit nicht einmal die Landessprache gelernt hatte, — wurde krank vor Raserei über die sich ausbreitende Anarchie. Während ganzer zwölf Monate des ersten Reolutionsjahres stellten die Arbeiter durch die Delegaten der PPS. und des SD. die unmöglichsten Forderungen, führten ihre sozialistischen Ordnungen ein, saßen über seine Direktoren zu Gericht, beschimpften ihn, kehrten alles von unterst zu oberst. Der Alte überlebte dennoch die politischen Streiks, während welcher Zeit er den ganzen Tagelohn bezahlen mußte, überlebte Schaden und Verluste, überlebte die Versammlungen, die auf seine Kosten in der gewöhnlichen Arbeitszeit und in seiner Fabrik abgehalten wurden, — aber als er mit eigenen Augen sah, wie einige Hundert dieser Landstreicher, auf seinen kostbaren, in Stößen aufgeschichteten Vorhangstoffen sitzend, eine Beratung abhielten, als er sah, daß sie sogar in einem so feuergefährlichen Lokal rauchten, — da brach er in Weinen aus und wurde vom Schlag getroffen.

Und als, um das Maß voll zu machen, die Teilnehmer der Versammlung, die ihn in der Türe erblickten, zu brüllen und zu pfeifen anfangen, stürzte der Alte zu Boden und starb, und die Ohren gellten ihm noch im Jenseits von den schrillen Pfiffen.

Der junge Dreyer, der schon polnisch sprach wie ein Pole, wechselte die von den Arbeitern eingeschüchterten Direktoren und Vorarbeiter, und begann den Krieg auf Tod und Leben. Die Arbeiter erklärten den Streik, Dreyer verhängte die Aussperrung. Der Krieg dauerte nun schon sechs Wochen, und die Brüder Zerk machten glänzende Geschäfte am Schenkfisch, vorwiegend auf Kredit.

Es war aber auch die Zeit, da nicht allein die Brüder Zerk an den Sieg des Proletariats und an seine Zahlungsfähigkeit glaubten. Die Arbeiter selbst glaubten auch daran. Darum war es lustig in der Kneipe. Kein Mensch ließ sich die Streitigkeiten, die Arbeitslosigkeit nahegehen. Freilich die Frauen, die jammerten in den Häusern herum, wie das

\*) SD. oder SDK. = Sozialdemokratische Partei.

\*\*) PPS. = Partei der polnischen Sozialisten.

immer in solchen Fällen zu sein pflegt, aber die Männer waren sicher, das Spiel zu gewinnen und daß Dreher ihnen auch den Lohn für die mühsige Zeit wird bezahlen müssen. Die Parteien verlangten es, und da die Parteien eine Macht waren, um so mächtiger, als sie solidarisch vorgingen — also weshalb sollte man nicht lustig sein? Die Leute ruhten und schliefen für alle Zeiten aus, amüsierten sich so gut sie konnten, oder tranken. Deutsche und Polen, die von der polnischen Partei und die vom SD. stärkten sich, drohten und erfüllten die Räume ihres Klubs mit Tumult. Alle Lische waden besetzt, und in der Mitte standen die Leute, tranken und unterhielten sich in drangvoller Enge. Es war rauchig wie in einem Räucherofen. Von überall schlug der Bierdunst entgegen, und hinter dem blitzblanken, zinkgedeckten Schenkstisch präsiidierten Fritz und Moritz, immer aufs neue einschenkend, und wie gewöhnlich etwas zu knapp.

Wäre ein Fremder eingetreten und hätte die beiden Brüder nebeneinander gesehen, er würde sich nicht wenig gewundert haben, noch mehr, wenn er erfahren hätte, daß es leibliche Brüder waren. Aber hier kannten sie alle, und niemand wunderte sich, obwohl ein jeder, der hierher kam, die Charade, die ein Unbekannter über diesen Gegenstand verfaßt hatte, ein Spottgedicht auf die Brüder, auswendig wußte.

Eigentlich waren es beide Menschen, die „nach links“ geraten waren, wie man in der Parteisprache sagte. Es waren ein paar Mißgeburten von großer Komik. Fritz, Mitglied der PPS., war ein riesiger, krankhaft aufgedunsener Körper. In dem kahlen Schädel stakten ein paar große Knöpfe, von denen einer nach Petersburg, der andere nach der Grenze schaute.

Moritz, Mitglied der SD., obwohl er der ältere war, hätte man nach seiner Größe auf zwölf Jahre geschätzt, wäre nicht dieses von Furchen durchaderte Gesicht und der martialische Schnurrbart gewesen. Er war von Geburt krumm, und wenn er stand, mußte er ein Bein weit von sich stellen. Auf der Straße mußte er es eben so machen, und die Leute, die über ihn stolperten, beschimpften ihn und lachten ihn aus. Deshalb ging Moritz fast nie aus und war buchstäblich die Stütze des Geschäfts. Auch hatte er ein paar riesige, dicke, fleischige Ohren, welche wie bei einem Hund herabhingen. Es schien, als hätte das Leben sich selbst Mühe gegeben, diese Mißgeburten zu zeugen, damit ganz Lodzi Gelegenheit finde, über die physische Degeneration, welche dem ganzen Proletariat drohte, wenn die Zustände weiter so blieben, sich Gedanken zu machen.

Die Brüder waren ernsthafte, kluge, geschickte Leute. Lombroso würde das verneint haben. Doch war in der Tat innen alles bei ihnen in Ordnung. Und waren sie auch nicht ehrlich, so waren sie doch anständig. Sie lebten von ihrer Schenke, und die Schenke vom Proletariat. Deshalb waren sie treue Freunde ihrer Kunstschafft. Sie interessierten sich für ihr Los, gleich ihnen hatten sie den alten und den jungen Dreher, den Kapitalismus, die Bourgeoisie und das zarische Regiment. Sie achteten die Revolutionsparteien — bloß rief der eine PPS. und der andere SD. Warum das so war? Wer weiß es? Vielleicht taten sie es aus Ueberzeugung. Sie waren vertrauenswürdige Leute, und manche kühliche Arbeiterfache war schon durch ihre Hände gegangen. Sie liebten einander sehr, und wenn sie sich zankten, so war es nicht um Kleinigkeiten, sondern um Dinge höheren Ranges.

(Fortsetzung folgt.)

31

## Der Lebensabend.

Eine Bauerngeschichte von Hermann Stenz.

Die vielen Lichter im hohen halbdunklen Raum, das fortwährende, gedankenlose Wiederholen genau der gleichen Worte verursachten eine fuggestive Wirkung auf die Betenden, versetzte sie in eine feierliche, leicht betäubte Stimmung, je nach Empfänglichkeit, beim einzelnen stärker oder schwächer. Der Geistliche hatte sein letztes Amen gesprochen. Nun erloschen rasch die Lichter der buntgefärbten Wachsstöcke unter dem geräuschvollen Puffen. Es leerte sich Bank um Bank, am Kirchentor gab's für die Jungen noch ein lustig Schieben und Drängen. Langsamer kamen die Alten nach und dröhnend schloß der Mesner das eichene Tor. Allein stand die Heilige auf dem Altar. Die dick vor ihr brennende ewige Ampel ließ bei jedem Aufzucken und Flackern der Flamme durch ihr rotes Glas gespenstisch-blinde blutige Lichter über die Statue gleiten. Unendliche Ruhe war im Raum, nur ein paar Mäuse jagten einander leise raschelnd unter dem Gestühl. Wenn die scharfen Lichter das Gesicht der Heiligen streiften, dann erhielten die sonst immer

gleich unbeweglich lächelnden Züge Leben. Auf die Augen sprangen Lichtlein, und im scharfen Spiel der Schatten der Lichter lächelte, geheimnisvoll belebt, ein klein wenig spöttisch der Mund der Gnadenreichen.

Langsam entfernten sich die Peter von der etwas abseits des Städtchens gelegenen Kapelle, wandelten einzeln oder gruppenweise dem Ort zu. Die Alten für sich, die Jungen auch. Höchstens, daß eine Mutter ihr noch sehr junges Deandl ins Schlepptau nahm. Der Teufel trau' den jungen Burtschen im Mai, und den Madeln erst recht, meinte die Argwöhnische bei sich und dachte vielleicht an ihren eigenen Maizen. Sie hatten wieder die Maizandacht geschwänzt, die Madeln. Nun standen sie mit schief gerücktem Hüft, die Häufte im Hofensack, an den Ecken und laurerten im Galdbunkel, bis die Madeln aus der Kirche kamen. Kleine Gruppen bildeten sich, von denen hier und da ein Pärchen losplitterte, um unbemerkt im Dunkeln zu verschwinden. Die Straße entlang zog ein leichter, warmer Hauch. Manchmal tönte Lachen oder ein verfallener Zuchzer aus der Ferne, dazwischen gedämpftestes lustiges Aufstreischen einer Weiberstimme. Und über dem Ganzen lag der schwere, herrlich süße Duft blühender Bäume, vermischt mit dem würzigen Geruch fruchtbarer Erde.

Die meisten Häuser besaßen straßenseits über der Haustür Nischen und darin blumen- oder moosumkränzte Marienbilder. Darüber hingen brennende Dellaternen, manch schön geschmiedete alte Arbeit darunter. Grüne, rote oder gelbe Scheiben fahnen das Licht. Ein unendlich reiches buntes Geflimmer durch den Maizenabend.

Aus der Sakristei trat das gebückte, weißhaarige Pfarrherrchen, blieb tiefausatmend stehen und saugte den für die Jungen so gefährlichen Duft ein.

Im nahen Wald schrie ein verspäteter Ruduzer, dunkel hoben sich die Berge vom Horizont ab. Fledermause schwirrten hinter dieleibigen Abendfaltern her, hart um den Kopf des alten Herrchens.

„Gefindel, habi's wieder loa Ruh net,“ sprach er lachend zu ihnen und streifte dabei die dunklen Gruppen straßensängs mit einem halb lustigen, halb besorgten Blick. Dann schritt er seinem nahegelegenen alten Pfarrhause zu. Vor ihm ging schwerfällig und langsam der dicke Straffer mit seiner Alten. Der Farrer holte die beiden ein mit raschen kurzen Schritten. Das schnelle Gehen fiel ihm auch schon sauer.

„Guten Abend, Straffer, wie geht's?“  
„Grüß Gott, Hochwürden! Dank halt da Nachfrag. Ma werd alt und da Schnauer laßt a wengerl nach. Wann no grad d' Fuaß a Moans bisserl besser möchten, nacha gang's scho.“

„Ja, ja, aber ihr werdet auch alle Tage dicker, und deshlß fällt Euch das Laufen etwas schwer. Müßt ein paar Fasttage mehr einseken, wie unsere heilige Kirck' vorschreibt.“

„O mei, Hochwürden, dös helfat a net viel. Mit uns Bauern geht's halt grad wia mit die Ochsen. Wann's im G'schirr haßt, jans fleischig und hart. Stellt' as in Stall eini und suattert's a Moans bisserl quat, glei werns foast. Wann mir niz mehr arbet'n brauchn, nacha seht si da Sped rundum auf oamal o. Konnt di halt do net vahungern lass'n. Wann ma früher niz wie g'arbet hat, möcht iahn duoch a bisserl eppas vom Leb'n hab'n. Und für dei Seilenheil muacht do a no a paar Zahl jorg'n finna!“

Dann schwieg er, erschöpft schnaufend. So eine lange Rede war schon nimmer aus ihm herausgetommen, seit er seinen Hof übergeben hatte.

„Ja, ganz recht, daß ihr für euer Seelenheil besorgt seid. Wenn man alt wird, dann ist es Zeit, etwas mehr für die Ewigkeit zu tun. Aber sagt einmal, Straffer, ihr seid doch ein Mann, welcher der Not des Lebens überhoben ist. Ihr besißt Vermögen und hinterlaßt eurem einzigen Sohn einmal ein schönes Brödel Geld zu dem Hof. Könntet da auch ein gutes Werk tun! Wenn ihr einmal mit dem Tod abgeht, solltet ihr schon unferer Kapelle so ein bisserl was vermachen. Damit wäre auch etwas für euer ewiges Seelenheil getan, man wird euch das im Himmel hoch anrechnen. Und meine Kapelle, die brauchet so notwendig ein neues Altar-gitter. Das alte ist arg wurmjichtig und mit fünfshundert Markl wär's geschehen.“

Der Straffer kratzte sich hinter dem Ohr.  
„Ja, seh'ns, Hochwürden, dös sell hob i an Vater Manfred scho verspreda müass'n, daß i amal an Dominikanerkloster tausend Markl für a neu's Kirckfenster vermach. Ja, ja!“

Da biß sich das alte Pfarrherrlein erschrocken auf die Lippen und sagte: „Gut' Nacht, Straffer!“

Es hatte ihm die Red verschlagen und er ging sinnierend heim. Denen vom heiligen Dominikus eine Erbschaft abzugeben, das riskierte er nicht. Mit denen war nicht gut Vaterunser beten, die hatten immer das Amen für sich. Und er, er selber wollte doch Frieden für seine alten Tage. Ja, wenn er noch jung wäre! Damals war er immer kampflustig gewesen. Das hatte ihm auch die magere Pfarrstelle an der kleinen Kirche eingetragen. Trübselig klinkte er die Tür seines einstöckigen kleinen Pfarrhauses auf, dessen Mauerwerk zwischen den wilden Reben auch bereits bedenkliche Löcher zeigte.

Der alte Straffer aber piffte durch die Zähne und brummte zu seiner Alten gewandt: „Ja, Herrgott, der a, da g'schaugt hera? Da Vater Manfred möcht tausend Markl, da Ambrosius von die Franziskaner möcht a tausend und der da fünfshundert. Da sunnt

ma sich ja glei in Himmel ei'kauffa. Ja, Krutzitürken no amal, dia wart'n allz' samm außs Sterben!"

Sein Weib schwieg, denn daß sie dem Weichvater vom Frauenkloster St. Notburga versprochen hatte, ihm zur Renovierung der Kanzel einmal zwölfhundert Mark schreiben zu lassen, wenn sie nach ihrem Manne mit Tod abginge, das hütete sie sich auszusplandern. Er hatte ihr Stillschweigen anempfohlen.

Sie mußte ihm die Geschichte mit den fünfhundert Mark erzählt haben, denn einige Tage später kam er zu den Strafferleuten auf Besuch und sprach allerlei Schönes und Salbungreiches von guten Werken. Etwas Directes über eine Erbschaft fürs Frauenkloster ließ er jedoch nicht verlauten. Dem Vater Manfred aber mußte der schräg gegenüber wohnende Sattler Bacherl, der die Klosterarbeit für die Dominikaner hatte, vom Besuch des Weichvaters erzählt haben, denn die Woche darauf besuchte er den alten Privatier ebenfalls und erinnerte ihn an sein Versprechen.

Der Alte sah auf dem Sofa und hatte die Beine in Watte eingepackt, weil ihm das Zipperlein am großen Behe plagte. Er nickte ernsthaft mit dem dicken Kopf zu den Ermahnungen des Pfarrers. Es wurde ihm angst. Alle wollten erben und sprachen vom Tode. Er aber wollte noch lange nicht fort. Bis auf das Zipperlein und den etwas kurzen Schnaufer fehlte ihm ja gar nichts, dachte er für sich.

Nun wurde aber aus dem Behenzwicken binnen wenigen Wochen eine ernste Fußgicht. Von den Weinen aufwärts jedoch, da blieb der Straffer gesund. Im Gegenteil, seit er nimmer fort konnte, entschädigte er sich durch vermehrtes Essen und Trinken, entgegen dem Räte des Doktors.

"I kann mi net verhungern lass'n, und solang wia mirs Essen und 's Trinken schmedt, schad's a niz," war seine eigenständige Redensart.

"Ehe man so einem dickschädlichen Bauer etwas ausredet, redet man leichter einem Ochsen etwas ein", knurrte der alte erfahrene Arzt.

Item: der Straffer wurde immer bider, seit er nimmer ausgehen konnte. Er kam gerade noch vom Bett zum Kanapee, von da zum Gang und wieder zurück. Abends mit Unterstützung seiner Allen ins Bett. Bis auch das nimmer ging. Da blieb er im Bett liegen und wurde von den vielen Täubchen und Hühnern, die sein Sohn vom Hofe für den alten, kranken Vater schickte, so rund wie eine Angel. Es war ihm wohl, die Peise schmeckte, Essen und Bier auch. Und wie die Gicht etwas nachließ, da waren die Beine dem Isolofaten Körper nimmer gewachsen. Er war einfach zu schwer für dieselben geworden.

Das ging so fort. An Zuspruch fehlte es ihm auch nicht. War der Weichvater von St. Notburga nicht dagewesen, dann kam sicher der Dominikanerpater Manfred oder der Kapuziner Ambrosius und hielt vor dem Hausaltar eine kleine, erbauliche Andacht ab. Das alte Kapellherrlein hielt sich jedoch fern. Zu einem Testament konnte ihm aber keiner der zwei bewegen. "Das habe noch Zeit, mache der Bauer erst einmal sein Testament, dann sei's für ihn nimmer weit zum Sterben. Dazu hätte er noch keine Lust. Und der kleine Seppel vom Nachbarn solle ihm noch manche Maß Bier vom "Anter" Wirt holen. Wenn er merke, daß es zu Ende ginge, dann sei's noch Zeit genug für den Notar."

Der Weichvater sagte nichts von einem Testament, im Gegenteil bestärkte er ihn in der Ansicht, daß so was noch Zeit hätte. Er sprach überhaupt wenig vom Sterben, und deswegen hörte ihm der Alte am liebsten zu.

Es kam aber doch anders mit dem Senjeumann. Der klopfte mit knöchernen Fingern leise und unerwartet einmal Nachts, wie der Straffer schlief.

Ein Schläglein habe ihn getroffen, meinte der Doktor, als er den Totenschein ausstellte. Die Nachbarn sagten, er sei im Fett erstickt. Seine Frau war gesaft und erledigte alles Geschäftliche. Der bettlägerige Mann hatte ihr viel zu schaffen gemacht, ließ sie nicht zum Bettwerden kommen. Sie blieb in der Arbeit fertig und gesund, ihre zweiundsechzig Jahre leicht tragend. Der Franziskaner und der Dominikaner machten ärgerliche Gesichter. Der Weichvater aber lächelte fein, wie er vom Tod des Alten hörte. Der alten Strafferin war er sicher.

(Schluß folgt.)

## Männliche Brutpflege.

Von Dr. Georg Stehli.

Die Sorge der Eltern für ihre Kinder gehört mit zu den liebenswürdigsten und anziehendsten Gebieten in der gesamten Tierkunde. Am vollkommensten ausgeprägt ist diese elterliche Fürsorge bei den Säugetieren, die ja gerade nach dieser für sie so charakteristischsten Eigentümlichkeit ihren Namen erhielten. Auch die Vögel erfreuen sich eines guten Rufes als liebevolle Eltern, der ihnen aber gar nicht immer mit Recht zukommt. Ganz anders verhält es sich mit den Fischen, die man gewöhnlich als stumpsinnige Tiere zu bezeichnen pflegt, denen jedwede Intelligenz abzusprechen ist. Gewiß muß man ja zugeben, daß sehr viele, besonders die großen Fischarten, sich nach dem Laichen nicht mehr um ihre Eier und Nachkommen kümmern. Dies ist aber auch erklärlich, wenn man sich der ganz erstaunlich großen Fruchtbarkeit dieser

Fischarten erinnert, die oft bis in die Tausende gehende Eier absetzen (Gedrt, Stör, Barsch u. a.), und daß ferner trotz der mannigfaltigsten Gefahren, denen die Eier und Nachkommen ausgesetzt sind, doch stets so viele Jungfische zur vollen Entwicklung kommen, daß nicht nur die Art in ihrem Fortbestand gesichert wird, sondern, daß man sogar von ihrem "überaus reichlichen" Auftreten sprechen kann. Wo aber diese starke Fruchtbarkeit nicht herrscht, und das gilt besonders von den kleineren Arten, da verlangt die Erhaltung der Art viel höhere Sorgfalt zum Schutze der Eier und Nachkommen, und dieser "Trieb" — wie man bei den Tieren gewöhnlich jede etwas aus dem Schema fallende geistige Regung zu bezeichnen pflegt — ist bei manchen Arten zu einer wahrhaft rührenden und aufopferungsvollen Brutpflege und Elternsorge für die Brut entwickelt. Ja, die Brutpflege, die der Zoologe mit Neomelie bezeichnet, ist oft derart aus Extreme reichend entwickelt, daß die Rollen vertauscht werden, die Männchen das Brutgeschäft und die Kinderpflege besorgen müssen und die "Herren" Weibchen mit der Eiablage ihren Anteil an der Sorge um das Wohl der Nachkommen für erledigt erachten und sich dann gänzlich teilnahmslos den Nachkommen gegenüber verhalten. Die "verkehrte" Brutpflege, wie man diese Absonderlichkeit zu bezeichnen pflegt, tritt bei den mit Brutpflege sich fortpflanzenden Fischen derart regelmäßig und zahlreich auf, daß man sie als Regel bezeichnen muß. Nur in verschwindend wenigen Fällen sind die Weibchen noch wirklich liebevolle Mütter, die sich mit großer Sorgfalt und Aufopferung ihren Kindern widmen. Aber, wie gesagt, diese Fälle sind nur Ausnahmen; in der Regel haben eben die Männchen als "Mädchen für alles" auch für die Brutpflege zu sorgen. Einige solcher Prachtexemplare von "männlichen Kindermädchen" wollen wir etwas näher kennen lernen.

Da muß gleich an erster Stelle unser einheimischer Stichling oder Stechbützel erwähnt werden. Die Ammentätigkeit des Männchens beginnt bereits mit dem Eintreten der Laichzeit damit, daß es emsig eine passende, geräumige Kinderstube aus Pflanzenteilen und Wurzelfasern baut, die meist wohlverwahrt im Sande des Bodens eingegraben, seltener zwischen den Stengeln der Wasserpflanzen aufgehängt wird. Hat es unter vielen Kämpfen mit anderen Wasserbewohnern die Wiege glücklich fertig, dann sucht es das ihm gerade zunächst schwimmende Weibchen durch zärtliches Liebeswerben oder, wenn es ihm kein Gehör schenken will, auch durch Gewalt zu bewegen, seiner Wiege einen Besuch abzustatten und einige Eier hineinzulegen, die das Männchen dann sofort befruchtet. Glaubt das Männchen die genügende Anzahl Eier in der Wiege zu haben (durchschnittlich enthält solch ein Gelege 60 bis 80 Eier), dann verschließt es die eine Öffnung des Nestes, verbedt sie sorgfältig und bezieht vor dem Eingang der Stube seinen Wachtposten, den es mit unermüdlicher Ausdauer behauptet. Eleganter schwimmt es, in farbenprächtigem Hochzeitskleide strahlend, vor dem Eingang hin und her und treibt unerschrocken alle Fische, die in seine Nähe kommen, mit seinen Stacheln in die Flucht. Ja, selbst den Tod fürchtet unser Stechbützel nicht und läßt sich eher in Stücke reißen, als daß er seinen Posten aufgibt. Aber mit dem Postenstehen allein ist's nicht getan, er muß auch für die Entwicklung der Eier sorgen, und man kann ihn daher oft stundenlang, ohne das geringste Zeichen von Ermüdung, über dem Eingang des Nestes stehen sehen, um dem Laich durch die rasche Bewegung seiner Flossen stets einen frischen Wasserstrom zuzuführen. Sind nun endlich die jungen Fischlein glücklich ausgeschlüpft, so wird jetzt aus dem Wachtposten ein Kindermädchen, das mit großer Sorgfalt die kleinen zappeligen Kerlchen hütet, fremde und ungebetene Eindringlinge von ihnen fernhält und sorgsam darauf achtet, daß keines sich bei seinen Schwimmbersuchen zu weit vom Nest entfernt. Geschieht dies dennoch, und mit dem Alterwerden der Tierchen kommt es jeden Augenblick vor, so eilt der selbstlose Wärter mit Zeichen der größten Erregtheit jedem einzelnen Ausreißer nach, greift ihn mit dem Maule auf und spudt ihn in das Nest zurück. Es ist doch wirklich ein aufreibender und verantwortungsvoller Dienst, den das Männchen sich hat aufladen lassen, während die Weibchen fröhlich ihre Kreise ziehen und, hochhaft wie sie nun mal sind, der braven Kindermagd durch allerlei Redereien noch ihren Dienst zu erschweren suchen. Erst wenn die Jungen selbständig geworden sind und seines Schutzes nicht mehr bedürfen, geht der Stacheling außer Stellung und bekümmert sich von nun an nicht mehr weiter um sie.

Auch bei den farbenprächtigen Paradiesfischen (Makropoden), die sich immer mehr in unseren Aquarien einbürgern, sind es die Männchen, die die "lustige" Kinderstube bauen und sie dann sorgsam bewachen. Fallen die kleinen kribbligen Fischen aus dem Schaumnest heraus, so werden sie von dem aufmerksamen Kindermädchen mit dem Maule ergriffen und in die Stube zurückbefördert.

Einen ganz drolligen Anblick, der an das Spazierenführen unserer "höheren" Töchter durch die Pensionatsdame erinnert, gewährt der schön gefärbte, südamerikanische Perlmuttersfisch, der seine Kinder in geschlossenem Zuge durchs Aquarium führt und wie eine Pensionatsmutter streng darauf achtet, daß keines der "Küchlein" aus der Reihe herauschwimmt. Wagt aber dennoch so ein allzu hübsches Kerlchen, das bereits auf eigene Faust ausziehen will, sich aus der Reihe heraus, so wird es mit dem Maule ergriffen und wieder an seinen Platz in die Reihe zurückgespußt. Sobald es dunkel wird, finden wir die kleinen Tierchen in einer Grube, die der Vater vorher angelegt hat, vereinigt und darüber diesen getreuen Eckart auf seinem gewohnten Wachtposten, um jeden

unbefugten Gast nach Möglichkeit fernzuhalten, wie auch die Jungen am Verlassen der Wiege zu verhindern. Diese Pensionatsausflüge wiederholen sich täglich 2—3 Monate lang, bis sich die Jungen nicht mehr fügen und sich nicht mehr länger am „Gängelband“ herumführen lassen.

Den kaltblütigen Fischen hätte wohl niemand eine solche Erfindungsgabe in der Pflege der Jungen zugetraut, wie sie z. B. der den Welsen nahe verwandte und an der Küste Ostindiens und Afrikas im Braadvasser vorkommende Arius falcarius Rich. und der brasilianische A. commersonii zeigen, die zu ihrer Kinderstube das Maul des Männchens wählen! Nachdem das Weibchen ihre Eier abgesetzt haben, werden diese von den Männchen besamt und dann in das Maul genommen, in dem sie bis zu ihrer vollendeten Entwicklung bleiben. Eine größere Aufopferung für seine Nachkommen kann man doch wirklich nicht verlangen, wenn man berücksichtigt, daß das Männchen die Eier (oft einige Dutzend) wochenlang im Maul herumtragen muß und während der Zeit gar keine Nahrung zu sich nehmen kann. Es sieht aber auch nach der „glücklichen Geburt“ der Jungen danach aus: völlig abgemagert und enttrüftet schwimmt es im Wasser herum, und dennoch ist seine Tätigkeit als Amme noch keineswegs beendet. Es wird berichtet, daß die Jungen während der ersten Tage stets in unmittelbarer Nähe des Vaters bleiben und bei der geringsten Gefahr in seiner sich weitaustuenden Mundhöhle Schutz suchen.

Geradezu seltsam mutet uns der Anblick eines Männchens des grotesken Seepferdchens an, das die Eier bis zu ihrer Entwicklung austrägt. Die Weibchen leben nämlich ihre Eier an die rinnenartige Furche am Leibe des Männchens, die sich dann schließt und mit dem Heranwachsen der Jungen mächtig anschwillt. Auch bei einem anderen Fischstiemer, der bekannten Seenadel, wird aller Neugier zum Trost das Männchen „trächtig“ und trägt die Eier bis zu ihrer Entwicklung in einer Bruttasche aus.

Wir können noch mehr solche Fälle außerordentlicher Brutpflege unter den Fischen anführen, wo z. B. die Eltern betarr emanzipiert sind, daß sie sich nur noch mit dem Laichen befassen und die Entwicklung und Aufzucht ihrer Kinder einer fremden Amme übertragen! Ein solch „modernes“ Ehepaar ist unser kleiner, einheimischer Witterling, dem die Malermuschel zur Brutstätte dienen muß. Sie wehrt sich zwar heftig gegen eine derartige Zumutung, ihre eigenen Kiemenlamellen für fremde, untergeschobene Kinder herzugeben, aber alle verzweifeltsten Anstrengungen, durch schnelles Schließen der Atemspalte die Eindringlinge fernzuhalten, nützen nichts, denn das Weibchen des Witterlings weiß mit seiner Begierde so zielsicher die beiden Eierchen in die Spalte abzuschießen, daß es stets rechtzeitig seine Röhre zurückziehen kann, bevor die Muschel es merkt, die vergeblich durch das schnelle Schließen ihrer Schalen den Witterling zu „guillotiniieren“ versucht. Man könnte beinahe auf den Gedanken kommen, anzunehmen, als ob sich die Witterlinge ihrer strafwürdigen „Kindesunterschlebung“ bewußt wären, denn nachdem sie der Muschel genügend Eier einverleibt haben, ziehen sie sich in das Gewirr der Pflanzgen zurück und gebären sich schon und ängstlich, wie Wrehm zu erzählen weiß. Wir können hier nicht ausführlicher auf den hochinteressanten Verlauf der Fortpflanzung des Witterlings eingehen; wer sich aber dafür interessiert, kann sich leicht selbst davon überzeugen, da diese billigen Fische ohne Schwierigkeit im Zimmer-Aquarium zur Eiablage zu bringen sind.

Den Schluß unserer Ausführung mögen einige Froschlurche bilden, bei denen ebenfalls das Männchen Kinderdienstleistungen verrichten muß.

Schon unter unseren einheimischen Froschlurche haben wir einen solch merkwürdigen Vertreter, der nach seiner Brutpflege sogar benannt worden ist: die Geburtshelferkröte oder der Fesler, auch Gebammenfrosch genannt. Nach der Paarung im Frühjahr und Sommer widelt das Männchen die vom Weibchen austretenden langen, rosenkranzähnlichen Eierschnüre nach gleichzeitiger erfolgter Befruchtung um seine Hinterbeine. Mit dieser Eierlast vertrieht es sich dann 1—3 Wochen lang unter Steine und Geröll in der Nähe des Wassers, bis es an dem Zuden der in den Eiern sich entwickelnden Jungen merkt, daß sie zum Ausschlüpfen reif geworden sind. Jetzt begibt es sich ins Wasser zurück und streift die Eierschnüre ab.

Auch der andere uns von den Fischen her bekannte Fall ist unter den Froschlurche vertreten, daß nämlich die Brut von dem Männchen im Maul herumgetragen wird. Es geschieht dies nach Dürigen bei der chilenischen Nasenkröte, deren Männchen einen zu einer mächtigen Bruttasche erweiterten Kehlsack besitzt, in dem die Eier solange verbleiben, bis die Jungen als fertige vierbeinige Fröschelein ihre Kinderstube verlassen.

Mit diesen Beispielen, die wir noch weiter fortführen könnten, wollen wir unsere Liste schließen. Wir glauben gezeigt zu haben, daß man die Vertreter dieser beiden oft so mißachtlich behandelten Wirbeltierklassen der Fische und Amphibien nicht ohne weiteres als stumpfsinnige Geschöpfe bezeichnen darf, denn eine solch rührende Fürsorge, wie wir sie hier kennen gelernt haben, setzt doch etwas mehr als einen bloßen „Trieb“ voraus. Auch die Freude am Beobachten wollten wir mit diesen Zeilen weden und unsere Aquarien- und Terrarienfreunde zu eigenen Studien anregen, die nicht nur viel Reiztreib und Freude bereiten, sondern die auch für unsere Kenntnis der Biologie dieser Kaltblüter von Wert sein können.

## Kleines feuilleton.

### Kulturgeschichtliches.

Michelangelo als Schneeplastiker. Zu den Freunden, die den Besuchern winterlicher Sportplätze winken, gehört auch das Vergnügen an statlichen Schneebauten und Schneefiguren aller Art, deren Anblick durch die Kamerakunst erfreulicherweise auch denen vermittelt wird, die dabeiin gelieben sind. Wer an dieser amüsanten Plastik Gefallen findet, den wird nun sicher auch die folgende kleine kunsthistorische Reminiscenz interessieren. Der jugendliche Michelangelo, dessen Bildhauergenie Lorenzo de Medici erkannt hatte, war bekanntlich von dem letzteren in das Haus aufgenommen worden, um hier seine Ausbildung zu erhalten. Als jedoch im Jahre 1492 Lorenzo unerwartet starb, mußte der junge Künstler den Palast der Medici verlassen und sich im Hause seines Vaters eine eigene Werkstatt errichten. Abgebrochen aber waren die Beziehungen zu der Familie seines Gönners deswegen noch nicht. Als darum in der Nacht des 22. Januar 1494 es so stark zu schneien begann, daß am anderen Morgen der Schnee in Florenz ungefähr 3 Ellen hoch lag, konnte Lorenzo's Sohn, Piero de Medici, Michelangelo Buonrotti auffordern lassen, im Hofe des Palastes eine große Statue aus diesem vergänglichen Material zu errichten. Der Auftrag wurde ausgeführt, und die Schneefigur erzielte einen größeren Erfolg, als Michelangelo wohl selbst gedacht hatte. Denn nicht nur die Gäste des rauschenden Festes, das gerade im Medicäerpalast gefeiert wurde, staunten bewundernd das weiße Kunstwerk an, sondern Piero selbst ward von seinem Anblick so sehr betroffen, daß er dem jungen Bildhauer seine Anteilnahme in stärkerem Maße zuwandte, ihm sein altes Zimmer und den gewohnten Platz an der Tafel wieder einräumte. Interessant ist übrigens der Umstand, daß auch in der künstlerischen Entwicklung eines der erbittertsten Rivalen Michelangelos, des formgewandten, aber hohlen Bandinelli, die „Schneeplastik“ eine gewisse Rolle spielte. Dieser Bandinelli, der den um 13 Jahre älteren Meister glühend beneidete, ahnte ihn eifrig nach. Vielleicht war es auch eine kleine Zwitterung und kein reiner Zufall, daß der jugendliche Bandinelli eines Tages ebenfalls durch die Modellierung einer liegenden Schneefigur die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich lenkte und so sein bildhauerisches Talent entdecken ließ.

### Physikalisches.

Neue Nordlichtforschungen. Im hohen Norden erstreckt sich die Nacht wieder von den herrlichen Erdeinungen, die dort neben Mond und Sternen als einzige Lichtentfaltung den langen Winter erhellen. Daß die Polarlichter mit dem Magnetismus der Erde in Zusammenhang stehen, ist seit langem angenommen worden, und später ist dann eine Beziehung zu den Kathodenstrahlen hinzugekommen. Eine völlige Aufklärung dieses gerade in seiner Mannigfaltigkeit unendlich wunderbaren Phänomens ist aber bis auf den heutigen Tag noch nicht gewonnen worden. In den letzten Jahren hat sich Professor Carl Störmer in hervorragender Weise mit der weiteren Erforschung des Nordlichtes beschäftigt und zum erstenmal die Photographie planmäßig dabei verwertet. Im nördlichsten Norwegen wurden zwei Stationen angelegt, deren Entfernung von etwa 4¼ Kilometern zuvor genau ausgemessen war. Von beiden Stellen aus wurden die Nordlichter photographiert, indem durch ein telephonisches Signal die völlige Gleichzeitigkeit der Aufnahmen gesichert wurde. Durch Benutzung besonderer Platten gelang es, gute Bilder schon in einer Belichtungszeit von wenigen Sekunden zu erhalten. Außerdem wurde darauf Bedacht genommen, daß stets einige große Sterne auf der Platte waren, um den Himmelsort festzustellen. Dies Verfahren führte zu einer ziemlich genauen Bestimmung der Lage der einzelnen Nordlichter mit Bezug auf die Himmelsrichtung und die Höhe über dem Horizont, sowie auch die Abschätzung der Höhe dieser Erscheinungen über der Erdoberfläche. Auf demselben Wege wird bekanntlich seit langem auch die Höhe von Sternschnuppen ermittelt. Der Abstand der Nordlichter von der Erdoberfläche wechselt nach den Ergebnissen dieser Beobachtungen in noch größerem Umfang als bei den Meteoriten, nämlich zwischen 38 und 461 Kilometern.

Weiter hat sich Störmer mit der Frage der Entstehung der Nordlichter beschäftigt. Daß sie durch Kathoden- und Radiumstrahlen, die unmittelbar von der Sonne ausgehen, erzeugt werden, hält Störmer für unmöglich, weil nach seinen Untersuchungen kein elektrifiziertes Teilchen, das von der Sonne kommt, die Erdatmosphäre in einem anderen Teil als in der unmittelbaren Nachbarschaft eines magnetischen Pols erreichen könnte. Unter dieser Annahme ließe es sich nicht erklären, daß die Polarlichter zuweilen so weit in niedere Breiten vordringen. Störmer nimmt vielmehr an, daß sich zeitweise in der Ebene des magnetischen Äquators der Erde ein ungeheurer Ring von Kathodenstrahlen bildet und bestehen bleibt, und daß dadurch der Zugang der die Polarlichter hervorruhenden Strahlen noch zu niederen Breiten ermöglicht wird. Der Radius dieses Ringes würde den Erdradius 140mal übersteigen, und der Ring selbst würde einen Strom von ungefähr 60 Millionen Ampere enthalten.